Unterhaltungsbeilage der Saale-Zeitung

Kunst — Leben — Wissen

Erscheint täglich | Halle a. S., den 26. Februar | 1921 / Nr. 47.

Flammen.

Roman von

Hans Schütze.

(28. Fortsetzung.) Nachdruck verboten.

Eine Viertelstunde später landeten die beiden jungen Mädchen wieder in der Bucht des Pahlowitzer Badestrandes.

Sie waren auf der Ueberfahrt von der Insel übereingekommen, daß sie zuerst Alsleben verständigen und mit ihm gemeinsam beraten wollten, welche weiteren Schritte gegen das verbrecherische Paar zu unternehmen seien.

Trude kleidete sich im Badehäuschen mit Windeseile an; als sie sich dann aber auf einem Schleichwege vorsichtig dem Kavalierhaus näherte, lag die ganze lange Fensterfront der Parterre in tiefer Finsternis.

Die Haustür stand weit geöffnet und auch die Tür zum Arbeitszimmer war nur angelehnt.

Als Trude jetzt mit ihrer Taschenlampe hineinleuchtete, erblickte sie in der Fensterecke am Schreibtisch zwei große, übereinandergestellte Koffer.

„Herr von Alsleben will verreisen!" sagte sie. „Vielleicht ist er schon von anderer Seite gewarnt worden und wir treffen ihn noch bei Deiner Schwester!" —

In wachsender Unruhe eilten sie durch die Buchenallee dem Schlosse zu, das stumm und dunkel in dem hellen Ring des Himmels ragte.

Nur im Speisezimmer brannte eine Flamme der Mittellampe und warf ein schüchternes Licht in die Glyzinienwildnis der Terrasse.

Die jungen Mädchen stürmten die Treppe hinauf und riefen überall nach der Baronin.

Doch niemand antwortete, das ganze Haus erschien wie ausgestorben.

„Hier stimmt doch etwas nicht!" meinte Trude nachdenklich, als sie endlich von der Diele zum ersten Stock emporstiegen. „Das ist jetzt aber alles gleich! Zunächst mußt du dir sofort trockene Sachen anziehen. Ich werde mich inzwischen noch einmal nach einem menschlichen Wesen umtun!"

Damit schob sie die ganz apathische Hertha halb mit Gewalt in ihr Zimmer und eilte selbst zum zweiten Stockwerk weiter.

Ein instinktiver Drang trieb sie nach Hellas Wohnung hinauf, ob sie dort vielleicht einen Anhaltspunkt, einen Hinweis finden könnte, was nun zu geschehen hatte.

Als sie den mondhellen Korridor des Obergeschosses erreicht hatte, klang ihr aus der Diele das gemütliche ostpreußische Platt Fräulein Grigoleits nach und gleich darauf antwortete Herthas Stimme.

Das alte Wirtschaftsfräulein war also noch auf und die Freundin bei ihr in guter Obhut. — —

Dann stand sie in Hellas Salon und hielt in dem kleinen Gemach Umschau, soweit es das magische Halbdunkel der Mondämmerung erlaubte.

Ein starkes Parfüm erfüllte den ganzen Raum.

Durch die halboffene Schlafzimmertür sah sie gerade in das klaffende Innere eines Kleiderschrankes.

Ein Berg von Blusen, Hüten und zierlichen Stiefeln lag davor auf dem Boden.

Auch unter den Gebrauchsgegenständen des Toilettentisches herrschte ein regelloses Durcheinander, als habe eine eilige Hand zwischen den zierlichen Glasflakons herumgewirtschaftet.

Trude hatte sich auf dem Rande von Hellas Bett niedergelassen und fuhr halb automatisch über den weichen Seidenbezug der Daunendecke.

Sie war fort! Entflohen!

Darüber konnte kein Zweifel sein, offenbar hatte sie vorher hier noch die notwendigsten Effekten zusammengerafft.

In diesem Augenblick ging leise die Korridortür.

Unwillkürlich stockt Trudes Atem, ein kalter Schauer kroch ihr plötzlich das Rückgrat herauf.

Wenn Hella jetzt noch einmal zurückkam. —

Dann aber schnellte sie mit einer entschlossenen Bewegung kampflustig empor und trat in den Salon.

„Wer ist da?"

Ein halberstickter Schrei: „Fräulein Trude."

Hellas kleine Dienerin Frida stand vor ihr.

„Ich war unten in der Küche bei Fräulein Grigoleit!" stotterte das verängstigte Mädchen. „Da hörten wir auf einmal die Damen rufen."

„Wo ist Fräulein Hansen?" fiel ihr Trude ungeduldig ins Wort.

„Sie war noch eben hier und hat ihre Handtasche gepackt. Sie sagte, sie hätte ein Telegramm bekommen und müßte noch in der Nacht abreisen. Sie hat mir auch einen Brief dagelassen und zehn Mark, daß ich alles richtig besorge!"

„Wo hast Du den Brief?"

Die Kleine suchte in ihrer Schürzentasche und brachte ein zerknittertes Papier hervor.

„Ich sollte ihn noch in der Nacht nach Greifenhagen bringen und beim Chauffeur des Herrn Grafen abgeben!"

Mit einem heftigen Ruck riß Trude den dünnen Umschlag auf und leuchtete mit ihrer Laterne über die flüchtig mit Bleistift hingeworfenen Zeilen:

„Es ist entschieden. Ich begleite Sie morgen nach England. Ich habe alle Brücken hinter mir abgebrochen und verlasse noch in der Nacht das Schloß. Erwarten Sie mich morgen früh um 6 Uhr mit Ihrem Auto am Waldausgang vom Dorf Pahlowitz. Hella."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Trude stand wie erstarrt.

In ihrem Kopf stürmte und wirbelte alles wild durcheinander.

Was bedeutete dieser Brief, der dem düsteren Drama, dessen Mitwisserin sie so plötzlich geworden war, auf einmal eine ganz neue, blitzartig überraschende Wendung gab.

Graf Eichstädt und Hella. —

Alsleben und Hella. —

Und endlich jener geheimnisvolle Fremde, der letzte der Männer, mit deren Leben und Ehre die rätselhafte Frau in Grausamkeit und lächelnder Kraft ein so frevelhaftes Spiel trieb. —

Ganz verstört und fassungslos kam sie endlich wieder zur Diele herab und öffnete die Haustür.

In diesem Augenblick bog der Jagdwagen des Gutes in scharfer Fahrt auf den Schloßhof ein; ein weißer Herrenstrohhut leuchtete.

„Dr. Reinwaldt, Sie schickt mir der liebe Gott!"

Erschrocken sah ihr der kleine Philologe in das weiße erregte Gesicht.

„Um Himmelswillen, Fräulein Trude, was ist denn geschehen?"

Er hatte kaum ausgesprochen, als sich die Haustür von neuem öffnete, und Hertha und Fräulein Grigoleit auf der Freitreppe erschienen, in Hut und Mantel, reisefertig.

„Spannen Sie nicht erst aus, Christian!" rief sie zum Kutscherbock hinauf. „Ich fahre mit Ihnen gleich weiter!"

Verwundert wandte Trude den Kopf.

„Wo willst Du denn jetzt noch hin, Hertha?"

„Es brennt in Greifenhagen!" war die Antwort. „Meine Schwester ist mit den Gutsleuten schon seit einer Stunde drüben. Und ich fühle, daß ich auch dorthin gehöre!"

Dann saß sie im Wagen, ruhig und sicher. Ein Zug harter Entschlossenheit stand auf ihrem feinen Gesichtchen.

„Es ist eine seltsame Nacht, Trude," sagte sie. Aber ich glaube, es wird doch noch alles gut. Du hast jetzt Dr. Reinwaldt zur Seite. Tut, was Ihr für recht haltet. Ich vertraue auf Euch! — —"

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Graf Eichstädt hatte die ganze Zeit seit der nächtlichen Zusammenkunft auf Schloß Greifenhagen wie in einem schweren Fiebertraum verbracht.

In seinem Herzen lebte nur eine einzige, große Empfindung, diese in Denken bis zum innersten Grunde erfüllte und ihm alles andere klein und nichtig erscheinen ließ, die lodernde, verzehrende Leidenschaft für Hella.

Immer wieder sah er ihr süßes, blasses Gesicht vor sich, hörte er den Klang ihrer Stimme, fühlte er den Druck ihrer weichen Arme.

Und seine Sehnsucht schrie nach ihr.

Er glaubte sich zuweilen krank und dachte dann wieder mit einer Klarheit des Geistes, daß er jäh und haarscharf die völlige Unhaltbarkeit seiner Situation erkannte.

Je weiter die Woche ihrem Ende zurückte, um so quälender wuchs in ihm das Bewußtsein einer rettungslosen Gefangenschaft, einer völligen Machtlosigkeit gegenüber dem stürmischen Toben seines Blutes, und er hätte doch immer wieder vergehen können in Zorn und Scham über seine Gewissenlosigkeit gegen jene andere, der er noch den Betrug einer Verlobung vorspielen sollte.

In ruheloser Spannung wartete er von Stunde zu Stunde auf eine Nachricht aus Pahlowitz, die ihm wenigstens dies Letzte, Schwerste ersparen würde, allein der Freitag verging und der Morgen des Sonnabend kam heran und immer noch blieb Hella stumm.

Da ließ er endlich das Auto aus der Garage bringen und fuhr nach Berlin, um mit seinem Anwalt zum zehnten Male die Erfordernisse einer Trauung in England durchzusprechen.

Dann saß er in dumpfem Brüten an dem Fenster seines Hotelzimmers und starrte in die langweilige Oede, des heißen Sommertages hinaus.

Er mochte heute niemand mehr sehen, mit niemand mehr sprechen und bog in eine Seitenstraße ein, als er nachmittags auf dem Kurfürstendamm einem Bekannten begegnete.

Mit dem ersten Abendzuge kam er endlich wieder nach Frankfurt zurück, wohin er sein Auto mit den Eingängen der Tagespost bestellt hatte; doch auch jetzt suchte er in dem Stapel der Briefe und Drucksachen vergebens nach einer Aufschrift von Hellas Hand.

Eine telephonische Verbindung mit Pahlowitz, auf die er im Fernsprechamt des Bahnhofs fast eine Stunde lang gewartet hatte, wurde kurz vor halb neun noch im letzten Moment wegen Gewittermeldung abgebrochen.

Einen Augenblick lang schwankte er, ob er die Nacht in Frankfurt zubringen und ein paar befreundete Offiziere zu einer Bowle zusammenladen sollte; ihm graute vor dem Alleinsein in seinem einsamen Schlosse.

Dann aber befahl er, den Motor anzukurbeln.

Vielleicht war doch noch in den späten Abendstunden eine Botschaft von Hella eingegangen, die ihm endlich die für sein Leben entscheidende Abendung brachte. — — —

Es dunkelte bereits, als das Auto aus dem Straßengewirr der Frankfurter Vorstadt auf die Chaussee nach Greifenhagen hinüberlenkte.

Am Nachmittag in Berlin hatte die Sonne wie mit glühenden Messern gestochen, dafür glaubte der Graf sich jetzt in eine brüdende Treibhausatmosphäre versetzt, daß kaum der scharfe Luftzug der raschen Fahrt die erstickende Schwüle ein wenig zu mildern vermochte.

Zur Linken über dem Oderbruch stand eine graudüstere Wolkenwand, die langsam über den Ring des Himmels dahinkroch, wie ein Riesenungeheuer, bereit, die Welt zu verschlingen.

Zuweilen weiterleuchtete es am Horizont.

Ein unheimliches Schweigen hatte sich allenthalben verbreitet, es war, als hielte die ganze Natur den Atem an, in banger, angstvoller Erwartung.

— — — — — —

Graf Eichstädt hatte sich weit in die Polster zurückgelehnt und schaute zwischen den halbgeschlossenen Lidern in das Licht der Scheinwerfer, die ein breites, gelbes Band quer über die Straße legten, das flackernd und bebend unablässig vor dem Wagen einherlief.

Die Bäume der Chaussee versanken wie graue Schatten in die wachsende Dunkelheit.

Eine frische Kiesschüttung sprühte gegen das Chassis; das Klirren der springenden Steine klang gellend, scharf im Ohr.

Dazwischen hämmerte der Motor, hart und rastlos, daß es aus dem rhythmischen Stampfen der Maschine allmählich in alle Nerven überfloß.

Jetzt zuckte ein gewaltiger Blitz düsterrot, die schwarze Wolkenwand riß auf einmal wie ein Zunder von oben bis unten auseinander.

Eine riesige Staubwolke wälzte sich über den Straßendamm.

Dann schmetterte ein Donnerschlag, kurz, scharf, vernichtend, daß der schmale Torpedoleib des Autos in allen Fugen erbebte.

Der Chauffeur wandte den Kopf.

„Wir fahren gerade in das Gewitter hinein!"

Graf Eichstädt nickte gleichgültig.

„Nehmen Sie die dritte Geschwindigkeit!" — — —

Wie ein abgeschossener Pfeil schoß der Wagen durch den tobenden Kampf der Elemente.

Der Regen rauschte in dicken Strömen fast lotrecht herab, daß sich die ganze Straße in wenigen Augenblicken in ein zähes Schlamm-Meer verwandelte.

Endlose Donner rollten über den nachtschwarzen Himmel, die Blitze lohten in jernhin gleitzendem Reflex wie die Breitseiten eines Gespensterschiffes.

Der Wald stöhnte, Aeste krachten.

Wie ein rasender Riese stampfte das zerstörende Wetter einher, die sich in wahnsinniger Vernichtungswut durch den hohen Kiefernhorst seine Gassen hieb.

Graf Eichstädt hatte beide Hände tief in das Leder des Rücksitzes gegraben.

Der Wind riß ihm fast den Atem vom Munde, seine Augen brannten, er fühlte sich bis auf die Haut durchnäßt.

(Fortsetzung folgt.)

Elbassan.

Von

J. von Bülow.

(Nachdruck verboten.)

Elbassan gänzlich zerstört! Ein Erdbeben hat es umgekippt, wie ein launisches Kind seinen Spielbau. Wem sagt der Name Elbassan etwas bei uns in Deutschland? Kaum dem Geographen, der auf seiner Karte sucht und findet, daß es am Skumbi liegt — lag? — nein, nunmehr wirklich liegt, ein Trümmerhaufen. Unter dem Schutt einige tausend Menschen begraben. So viel werden es nicht sein, wie die Meldungen besagten. Denn mehr Einwohner als 30 000 hat Elbassan und das ganze Land dort sicher nicht gehabt und alle werden sie nicht erschlagen sein. Aber es klingt so groß, eine runde Zahl, und wir wollen runde, brauchen große Zahlen, um überhaupt noch Erregungen zu finden nach den mörderischen Jahren, die hinter uns liegen. Doch diese Jahre sind es auch, denen einige wenige von uns die Bekanntschaft mit Elbassan verdanken. Wäre der Krieg nicht nach Serbien getragen worden, wäre nicht auch ich dorthin gespült worden von der großen militärischen Welle, was sagten mir Namen wie Skumbi und Elbassan? Damals war ich der erste Reichsdeutsche, jedenfalls in Uniform, der die Stadt betrat. Die Oesterreicher lagen da, hielten die vorgeschobenen Posten in Albanien, und wurden nicht lange danach hinausgedrängt und der Skumbi diente nach dem Fall von Monastir zur Bezeichnung einer Frontlinie.

Als ich mit einer versiegelten Botschaft für unsere Gesandtschaft zu Athen in Elbassan einritt, war aber noch alles still und das einzige Blut das floß, sogen die albanischen Wanzen und Mücken aus mir heraus. Im ersten „Hotel" des Ortes. Es hatte allen erdenklichen Komfort. Im gänzlich leeren Zimmer stand sogar ein mit zerrissenem Wachstuch bezogenes steinhartes Sofa, in einigen Fensterflügeln war wirklich noch Glas, und ein Fensterbrett war dort, auf das man eine Unschlittkerze kleben konnte. Die Dielen klafften weit auseinander und darunter war der Stall der Karawanserei.

Am Tage aber entschädigte mich Elbassan. Es war ein Stückchen echten Orients, ein Rest jener alten türkischen Kultur, die selbst in Stambul nicht mehr so echtes wie hier in den albanischen Bergen war, wo sich Kraft und Leben erhalten hatte, wo die jungtürkische Bewegung einst ihren Anfang genommen.

Von diesem kriegerischen Willen merkte man allerdings in Elbassan nichts. Es glich mehr einem biederen Pensionopolis mit seinen großen Palästen in weiten, schönen Gärten gelegen, vor allem aber war es Mandelstadt. Hier endete von Norden her kommend eine noch fahrbare Straße, hier stieß eine solche ein paar Kilometer weit nach Osten vor den Skumbi aufwärts, bis zur Hadschi-Beshar-Brücke, die sich unerhört malerisch über den Fluß schwang, da wo er aus den hohen Bergen brach. Von hier konnte die Verbindung nach Mazedonien nur oben am Bergrand aufrecht erhalten werden. Die Türken-Kunststraße war längst zerfallen, nur hier und da gab es noch Reste davon. Geschotter, verbunden durch Maultierpfade und Brücken aus Reisigbündeln, über die man mit Schaudern ritt. Die Serben waren auf ihrem Rückzuge hier einst stecken geblieben und an den Hängen lag noch da und dort ein umgestürztes Feldgeschütz. Der Skumbi mag manche Leiche zu Tal gespült haben. Man sah es ihm nicht an, denn jetzt floß er seicht im schnellen Lauf zu Tal. Wo er einen Kessel bildete, labte mich sein frisches Wasser, eine Grotte war da, in die ich hineinschwamm. Aber es war dunkel darin und unheimlich und all den Schauer lernte ich verstehen, der die Alten vor dieser ungeheuren Natur gepackt hatte und die sie mit Gottheiten bevölkern ließ. Hier im Balkan war die Heimat des Griechenglaubens, hier waren die Klumpen, hier mußte sich der Aberglauben halten bis in die — ach so aufgeklärte — Jetztzeit. Hoch ragt der Tomorika über die andern Bergkuppen hinaus. Auf ihm ward ein Jupitertempel zum christlichen Heiligtum gewandelt und der Islar mischte von seinem Wesen hinzu. Denn wer den Tomorika besteigt und dort betete, der betam, obwohl ein Christ, den Zunamen Habsch, das ist Pilger, der sonst nur denen gebührte, die als fromme Moslim nach Mekka zogen. In Elbassan waren die Albaner meist Mohammedaner. Katholiken gab es wenige hier. Die ganze Stadt war Orient und die Minaretts mit dem eintönigen Ruf der Muzzedin beherrschten sie. Um den Markt herum saßen die Gewerbe in ihren eigenen Gassen eng aneinander und die Kaufleute hockten wie Spinnen in ihren Verschlägen, ohne Erregung, ohne viel Erwartung. Daneben aber auch Großhändler.

Elbassan war ja von alterhaer Umschlagplatz für das Albanische Bergland; da gab es noch weite geräumige Hallen, die jetzt leer — denn der Krieg hatte die Zufuhr abgeschnitten —, bestimmt schienen, vor allem den Bergbewohnern

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19210226028/fragment/page=0001

erwünschte Waren und Ballen aufzunehmen. Das erinnerte noch an die Großzügigkeit des einstigen venezianischen Handels, der hier seinen Faktoreien hatte, überall in den großen Plätzen, meist burgähnlich ausgebaut, bestimmt, den Ansturm der oft feindlichen, stets beutegierigen Bevölkerung stand zu halten. Das alles liegt nun dort in Trümmern, in Trümmern sicher auch die kleine, weiße Moschee und die schneeweiße Mauer, die sich um den großen Gebetshof zog, auf dem sonst die Frommen ihre Uebungen hielten, damals aber albanische „Freiwillige" von österreichischen Korporälen in die Geheimnisse westlichen Drills eingeweiht wurden. Nur die riesigen Zypressen werden noch stehen, sie, Natur, werden der Naturgewalt standgehalten haben, wenn alles Menschenwerk um sie zu Boden sank. Sie waren das Schönste, das Zauberhafteste an Elbassan in ihrer blauschwarzen, himmelstrebenden Massigkeit, eine Wirklichkeit gewordene Böcklinsche Phantasie.

In Trümmern liegt sicher auch die Brücke, die latzbucklig über das damals fast trockene Bett der Skumbi führte, so schmal, daß nur gerade zwei Lastiere sich ausbiegen konnten. Dahinter aber war die Wildnis. Am Flußlauf abwärts saßen auf dem Hügel, hoch über der fieberschwangeren Ebene, die albanischen Ritter mit ihrem Lehnsvolk, und ihre Frauen sah ich, wunderliebliche Gesichter, in schloßweißen Gewändern, wie sie, von großen Hunden begleitet, die Kinderwiegen auf dem Kopfe tragend, hinabstiegen, um die Nüsse von den uralten Bäumen an den Quellen zu ernten, und dort in ihren seit Urzeiten gleich geblebenen Tonkrügen das Wasser zu schöpfen. In den Dörfern am Fluß aber traf ich die Fieberkranken, die mich um „Salvator" baten, das Chinin, das sie seit dem Kriege nicht mehr bekamen. Die kleine Apotheke in Elbassan, die es ihnen lieferte, wird auch zusammengestürzt sein. Aber sie wird wieder erstehen, wird ganz Elbassan wieder aufgebaut werden müssen, denn nur dort und eben dort muß wieder eine Siedlung werden, von der aus die Berghewohner mit Kulturerzeugnissen versorgt werden im Austausch gegen die Ziegenwolle, das Harz und das Insektenpulver, das sie der ganzen Welt liefern.

Das Versuchskarnickel.

Von

Hans Bauer.

(Nachdruck verboten.)

Ich sitze in einem Kabarett. Die Soubrette, der Komiker, der Sänger, das Tänzerpaar sind über die Bretter gezogen. Nun hantiert der Taschenspieler droben. Er zeigt nichts Besonderes. Dieses Verschwinden- und Wiedererscheinenlassen von Tüchern und Eiern, dies Erraten von gezogenen Karten: dies alles kennt man schon. Das hat man schon vor zehn Jahren gesehen. Jetzt steigt der Taschenspieler die Bühnentreppe hinunter und läßt ein Leinwandstück von zwei Damen aus dem Publikum untersuchen. Dann wendet er sich an einen jungen Mann, der mit einem Mädchen zusammen an meinem Tisch sitzt, bittet auch ihn, das Tuch zu besehen, packt den jungen Mann schließlich am Aermel, fordert ihn auf, ihm doch oben ein wenig behilflich zu sein und führt ihn schon am Aermelzipfel mit auf die Bühne.

Dem jungen Mann scheint die ganze Geschichte recht unlieb zu sein. Er schielt scheu ins Publikum.

Der Taschenspieler fragt ihn, wie alt er sei. Der junge Mann fühlt, daß er dazu bestimmt werden soll, den Verulken zu spielen, und fragt: „Warum?"

„Ach, sagen Sie mir's nur schon!" klopft ihm der Taschenspieler freundlich auf die Schulter.

„27 Jahre," antwortet der junge Mann.

„Sind Sie verheiratet?"

Im Publikum kichern einige. Der junge Mann erröchet. Sein Mädchen an meinem Tische wackelt vor Freude mit Beinen.

„Nein," gibt er schließlich zur Antwort.

„Und Kinder haben Sie auch nicht?"

„Hehehe," feigt einer gell. Der junge Mann will wohl nun gute Miene zum bösen Spiel machen, zuckt seine Mundwinkel hoch und tut, als freue er sich selbst über die komische Frage, aber es kommt nur ein recht klägliches Lächeln zustande. Er hat vielleicht gerade heute das Mädchen kennen gelernt, ihr gegenüber den Weltmann rausgebissen, sie als Clou vom Abend mit ins Kabarett genommen — und steht nun auf der Bühne dieses Kabaretts als Witzobjekt. Der Taschenspieler redet und hantiert und fuchtelt in der Luft herum und redet wieder. Mich interessiert das nicht weiter. Ja: das gibt es, daß man eine Weckglocke über einen Apfel stülpt und daß eine Minute später der Apfel nicht mehr drunter ist. Das läßt sich machen. Was geht's mich an, wie sich das machen läßt. Mich interessiert nur der junge Mann. Man sieht's daß ihm seine Hände überflüssig sind. Er weiß nicht recht, was er mit ihnen anfangen soll. Er steckt sie einmal in seine Rocktaschen, kreuzt sie dann wieder über der Brust, läßt sie dann wieder schlapp herunterhängen . . . Zuweilen wendet er seine Blicke von dem Taschenspieler ab und stochert mit seinen Augen im Publikum herum. Es ist viel Scheu in diesen Blicken eingeübert. Aber auch ein bissel Stolz. Der junge Mann fühlt sich immerhin ein klein wenig. Er wird denken: es ist zwar peinlich, hier oben zu stehen und ausgelacht zu werden und Herzklopfen zu haben und . . . und . . . und . . . aber trotzdem: das ist mir auch noch nicht geschehen, daß Hunderte auf mich sehen. Er weiß sich exponiert, der junge Mann, herausgehoben, ein Faktor, mit dem heute so oder so gerechnet werden muß.

Der Artist hat nun seine Manipulationen an dem kleinen Experimentiertisch beendet und wendet sich wieder dem jungen Manne zu. Ich höre dessen Herzschlag bis zu mir pochen. Seine Arme hammeln wieder nieder. Er versucht, sich Würde zu geben und unbefangen, womöglich gar überlegen zu sein. Aber da entkramt der Kabarettmann zwei Tücher seinen Taschen und fragt, welche Farbe sie haben. Jeder sieht, daß das eine grün, das andere rot ist. Der junge Mann soll das vor dem Publikum feststellen. Das aber kann man unmöglich überlegen tun. Da bleibt nichts anderes übrig, als einen sehr banalen Satz zu sagen. Das Publikum lächelt. Das Mädchen neben mir wackelt wieder. Dann muß der junge Mann seinen Rock zuknöpfen, dann einen Becher auf seine Leere hin untersuchen, dann eine Zauberformel nachsprechen. Schließlich finden sich die einzeln in je einen Becher gesteckten Tücher verknotet in der Hosentasche des jungen Mannes. Der ist ganz erstaunt. „Ja, wie kommen Sie denn dazu, meine Tücher zu stehlen?" tut der Taschenspieler sehr verwundert. Der junge Mann lächelt aus lauter Verlegenheit übers ganze Gesicht. Der Artist sagt sehr ernst: „Ich werde Sie dem Schutzmann übergeben müssen, wenn Sie mir nicht erklären können, wie die Tücher in Ihre Taschen kommen." Der junge Mann weiß, daß alles Ulk ist. Aber er muß doch etwas dazu sagen. Er sagt: „Ich habe die Tücher doch gar nicht gestohlen." Es klingt unsäglich kindlich und dumm. „Ich habe die Tücher doch gar nicht gestohlen . . ." und dabei zucken seine Mundwinkel zwischen Lachen und Ernst hin. Und nun . . . nun geht der Kabarettist einen Schritt näher an den jungen Mann heran, knöpft dessen Rock auf — der Jüngling läßt das verblüfft geschehen — greift in dessen Seitentasche und entwindet ihr — ein Damentorsett. Das Publikum kreischt. Die junge Dame zeckiert bald vor Lachen. Der junge Mann guckt auf Korsett und Taschenspieler, läßt beschäftigungslos die Arme baumeln und hört das Gemecker des Publikums zu sich kikeren.

„Hören Sie mal, ich denke, Sie sind noch ledig?" hält ihm der Artist fragend das Korsett unter die Nase.

Der junge Mann wird rot, wird blaß, guckt ins Publikum, guckt auf den Taschenspieler, sagt: „Ja freilich bin ich das!", steckt die Hände in seine Tasche, steckt sie aus der Tasche, steckt sie in die Tasche, steckt sie aus der Tasche, lächelt, wird wieder ernst . . . und wird schließlich mit vielem Danke behaukt von dem Taschenspieler auf seinen Platz zurückkomplimentiert.

Dann ist Pause. Während der promeniert der junge Mann mit dem Mädchen um den Gängen. Das hat sich fest in ihn eingehängt. Sie scheint es allen zeigen zu wollen, daß sie zu ihm gehört, zu ihm, der eben vorn auf den Brettern stand vor aller, aller Oeffentlichkeit. Und er erzählt. Erzählt während der ganzen Pause. Und kommt sich wohl sehr, sehr wichtig vor. Es war ein Abenteuer. Er wird diese Nacht davon träumen. Und noch lange davon erzählen, wie er einmal aufgetreten ist und wie es ist, wenn man da oben steht und wie . . . und wie . . .

Mein Gott: als ob wir unsere Statistenrolle dahier und die Taschenspielereien der Weltgeschichte nicht auch alle sehr, sehr ernst nehmen!

Theater im Reich.

Mariechen von Nymwegen.

Aus Leipzig schreibt unser Theaterreferent:

Um die Erneuerung der mittelalterlichen Mysterienspiele bemüht sich Hans-Berkow seit Jahren mit seinen Laienspielern erfolgreicher, als es je die Kunstbühne mit ihren Berufsdarstellern tun könnte. Nichtsdestoweniger ist der Versuch recht gut gelungen, den das Kleine Theater in Leipzig mit der Erstaufführung des altflämischen Mirakelspieles „Mariechen von Nymwegen" auf einer ganz anspruchslosen Bühne, die auf jede gegenständliche Zutat verzichtete, unternommen hat. Dieses zweitälteste flämische Bühnenspiel aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, das von Friedrich Marcus Hübner übertragen wurde, ist uns schon deshalb wert, weil wir in dem dramatischen Mirakel des unbekannten Poeten einen der frühesten Ansätze zur Faustdichtung sehen dürfen. Ein Mädchen ist es hier, das sich in seiner sexlichen Bedrängnis dem Teufel verschreibt und durch ein Leben der Sinnenlust zur Buße und schließlich Erlösung aufsteigt. Ungewöhnlich, aber durchaus nicht unmöglich ist die Voraussetzung, die zum Sturz dieses jungfräulichen Wesens führt: Mariechen wird in ihrem unberührten Magdtum aufgemüht, weil ihre Mahme sie in ihrem Zartsten und Verschlossensten unflätig beschimpft: in ihrer Unschuld. Einmal beschimpft, gilt ihr das keusche Mädchentum nichts mehr, und sie läßt sich selber fallen. So ist es eigentlich die Keuschheit selbst, die dem Mariechen ein Bein stellt, daß sie dem Teufel geradezu in die Arme sinkt. Sieben Jahre lebt Mariechen mit ihrem höllischen Galan ein wildes Leben, von dem das meiste allerdings auf die Zwischenaktsbemerkungen fällt. Der Anblick eines kirchlichen Jahrmarktsspieles bringt ihre im Grunde unverdorbene Seele zur Selbstbesinnung. Sie trägt frommen Sinnes die ihr vom Papst auferlegte Sühne und wird von den Eisenringen, die ihr zur Buße um Hals und Hände getan wurden, auf mirakulösem Wege befreit. Wer immer büßend sich bemüht, den können wir erlösen . . . Wiewohl man dieses alte Legendenspiel auf einer modernen Bühne als Seltsamkeit empfand, wurde die Aufführung dennoch überaus freundlich aufgenommen.

Hans Natonek.

Eine bemerkenswerte „Hannibal"-Aufführung.

Aus Dessau wird uns berichtet:

Das neue Theater des Geistes soll uns das menschliche Abbild der Idealität, der Brennpunkt strahlenden Geistes sein. Und darauf einen Stoff zu formen, ein Erlebnis zu gestalten, heißt unbedingt, das Charakteristische, Bedeutsame, Menschlich-Wertvolle klar machen, befreien vom Zufälligen, Willkürlichen, Nichtigen. — „Hannibal" von Grabbe verlangt eine neue Gestaltung der Bühne. Es besteht also die Aufgabe, eine größere, intensivere und tiefere Bühne zu schaffen, die zugleich mit dem Schauspieler und seinem Wort und seiner Geste korrespondierend wirkt: nämlich Seele, bezeelt vom Menschen. Zur Verständlichung dieser dramatischen Handlung, zur Umformung des Zeiterlebnisses in ein Raumerlebnis ist die Projektion der phantastischen Gesichte unerläßlich, da Zeitliches und Räumliches sich vor unserem äußeren Auge verschmelzen müssen.

Oberspielleiter Jürgens hatte Verständnis für den inneren Gehalt, für den Geist der Dichtung. Er setzte die innere Welt der Dichtung um in seine Form, indem er mit allen seinen Mitteln eine äußere Welt schuf, die das Wesen, das Besondere der Dichtung in Erscheinung treten ließ. Die Dekorationen und Staffagen waren nichts als Abkürzungen und Hinweise. Hinweise nicht auf anschauliche, sondern auf geistige Wirklichkeit, nicht Allegorie, sondern Symbol. Jürgens war Verwirklicher der Intentionen und Sichtbarmacher der dichterischen Visionen Grabbes. Er war phantasievollster Künstlermensch, der Geistiges in Sichtbarkeit verwandelte. — Und wie die Szene, so war auch die übrige Darstellung behandelt: großzügig, klar. Die Hauptgestalten waren überzeugend hingestellt, ohne allen Aufwand, ohne allen Selbstzweck und dienten rein der Sache, der Dichtung zur Verkörperung. Die Zuschauer waren sichtlich ergriffen.

Werner Spielmeyer.

Wer war der Verfasser des pseudogoetheschen „Joseph"?

Eine Entgegnung.

Das Ergebnis der Untersuchung Professor Leitzmanns — in der „Deutschen Rundschau" — über den mutmaßlichen Ursprung des in Altona aufgefundenen und Goethe zugeschriebenen „Joseph" besagt, daß ein „ungebildeter, ostfälisch-engrischer Verfeschmied aus dem Ende des 17. oder dem Anfang des 18. Jahrhunderts" der Verfasser gewesen ist.

Ich weiß natürlich nicht, wann Leitzmann seinen Aufsatz für die „Deutsche Rundschau" geschrieben hat — keineswegs waren ihm damals die Feststellungen bekannt, die inzwischen in bezug auf die Abfassungszeit des „Joseph" gemacht worden sind. Unzweifelhaft nachgewiesen ist auf jeden Fall, daß der Autor der Altonaer Dichtung neben der Bibel hauptsächlich ein Drama des 16. Jahrhunderts ausgiebig benutzt und — auch seiner szenischen Form folgend — in das Epos hineingestellt hat (worauf seinerzeit zuerst in diesem Blatt hingewiesen wurde). Ueber die hierbei angewandte Geschicklichkeit mag man verschiedener Meinung sein: aber die Tatsache allein müßte (trotz aller orthographischen und grammatikalischen Fehler in der aufgefundenen Handschrift) den Verfasser vor dem Vorwurf der „Unbildung" bewahren — wenn auch nicht den Ab- oder Nachschreiber des Manuskripts.

Anderes dazu, was freilich nur einem Kenner des Joseph-Stoffgebiets zu Bewußtsein kommt: so die Verwendung von Motiven, die an Auslegungen und Deutungen des Talmud und der Kirchenväter wunderlich anklingen. Diese Motive sind aber nicht unmittelbar aus Talmud und Kirchenvätern herausgeholt, sondern aus einem — Bibelkommentar. Demselben, in dem — es mag ein Zufall sein! — der junge Goethe während seines hebräischen Unterrichts bei dem Rektor Albrecht (und auch späterhin) so eifrig gelesen hat („Dichtung und Wahrheit", 4. Buch). Der erste, die Josephgeschichte enthaltende Band dieses (13bändigen) Bibelwerks erschien im Jahre 1749. Zu der Zeit, da Goethe den Unterricht bei Albrecht genoß, waren bereits zehn Bände vorhanden. Goethe selbst spricht ja, jenen Lebensabschnitt behandelnd, von dem „großen englischen Bibelwerk, welches in seiner (Albrechts) Bibliothek bereit stand, und in welchem die Auslegung schwerer und bedeutenderer Stellen auf eine verständige und kluge Weise unternommen war" . . . Demnach kann für die Abfassung des Altonaer „Joseph", für den die bezeichnete Bibel benutzt worden ist, weder das Ende des 17. noch der Anfang des 18. Jahrhunderts in Betracht kommen; ebensowenig ein „ungebildeter" Verfasser.

Und noch ein Punkt, den Prof. Leitzmann nicht berücksichtigt hat, ist einer Erwähnung wert: die Bilder, die Graf Thorane, der Königsleutnant („Dichtung und Wahrheit", 3. Buch) um 1760 nach dem „umständlichen", die Josephgeschichte behandelnden Aufsatz des elfjährigen Wolfgang von Frankfurter Malern anfertigen ließ und die dann bis zu ihrer Wiederentdeckung im Jahre 1876 verschollen blieben. Auch diese Bilder sind, wie ich nachgewiesen zu haben glaube, dem Verfasser des Altonaer „Joseph" genau bekannt gewesen, da die betreffenden Szenen der Dichtung mit den Inhalten der Gemälde besonders da übereinstimmen, wo diese von der biblischen Darstellung abweichen.

Wie dem aber immer sei — die Mitteilung, daß nähere wissenschaftliche Prüfung bereits die Haltlosigkeit der Vermutung ergeben habe, es handle sich hier um Goethes Frühwerk, diese Mitteilung ist irrig. Im Für und Wider um die „Echtheit" der Dichtung wird noch alles hier zutage kommen, und wie eine vor Wochenfrist in Hamburg von der Deutschen Gesellschaft im Verein mit der Goethe-Gesellschaft veranstaltete Disputation in der „Joseph"-Angelegenheit bewies, kann die um Goethes Willen immerhin sehr interessante Frage noch lange nicht als gelöst gelten.

Der 77jährige Geh. Studienrat Prof. Dr. Paul Piper (übrigens ein Enkel jenes Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi, der dem Goetheschen Freundeskreise angehört hat), der Entdecker der Handschrift, ist durch die bei der Disputation vorgebrachten Einwände, die sich zum Teil mit denen Leitzmanns und Prof. Petersens deckten, in seiner Ueberzeugung nicht wankend geworden. In dem Privatdozenten der Hamburger Universität, Dr. Walter Berendsohn, der eben stilkritische Untersuchungen zum „Joseph" veröffentlicht (Ks. Genie, Hamburg), fand er einen wertvollen Beistand, während die Hamburger Presse — allerdings mit einer gewichtigen Ausnahme — sich mehr oder weniger die gegnerischen Ausführungen des Privatdozenten Meyer-Benfey zu eigen machte.

Manuel Schnizer.

Bunte Zeitung.

Das abgelehnte Einheitskleid. Das „bescheidene Frauenkleid," das sein Bestehen einer Konferenz amerikanischer Geistlicher verdankt, einer Konferenz, bei der die Vertreter von 15 verschiedenen Seiten den Entwurf eines Normalkleides aufstellten und dieses allen guten Christinnen warm empfahlen, ist von der überwiegenden Majorität der amerikanischen Damenwelt abgelehnt worden. Die betreffenden Ablehnungserklärungen in den Zeitungen lassen an Schärfe und Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Das Normalkleid will den Gedanken verwirklichen, einen Typ der Frauenmode zeitzulegen, und es will daneben der Meinung entgegentreten, daß die Linie- und schulterfreien Kostüme den Modetyp darstellen. Dieses Einheitskleid soll nach der Bestimmung des geistlichen Konferenz an Hals und Nacken nicht tiefer als 7½ Zentimeter ausgeschnitten sein, und der Rock soll vom Boden nicht mehr als 18 Zentimeter abstehen. Auch darf es weder eng anliegend gearbeitet sein, noch darf durchsichtiges Stoffmaterial verwendet werden. Das Normalkleid war kürzlich in New York öffentlich ausgestellt, was den beschäftigenden Damen Gelegenheit gab, ihr Mißfallen unverblümt zum Ausdruck zu bringen. Die führenden Damen der Gesellschaft erklären in ihren an die Zeitungen gerichteten Zuschriften, daß es ein Narrenstück sei, wenn Geistliche den Versuch wagen, Frauen die Mode vorzuschreiben. Die Frau werde sich nie das Recht nehmen lassen, bei der Wahl ihres Anzugs ihrem individuellen Geschmack Rechnung zu tragen, und sie wird sich niemals eine Mode aufzwingen lassen.

Literatur.

Gotzen, Die große Lösung. Währung, Wirtschaft, Wiedergutmachung. Antes-Vortes-Verlag, München-Grünwald.

Dr. L. Galin, Die Verfassung der russischen Sowjet-Republik in der Praxis. Im Firn-Verlag, Berlin W 57. Herausgegeben von Aufbau und Werden.

Das Volksschul-Lehrer-Dienstentlassungsgesetz vom 17. Dezember 1920 mit der Ausführungsanweisung vom 31. Dezember 1920, dem Volksschullehrer-Altruhegehaltsgesetz vom 17. Dezember 1920, dem Dienstzeitanrechnungsgesetz vom 23. November 1920 und dem Altersgrenzgesetz vom 15. Dezember 1920. Textausgabe mit Sachregister. Verlag von Franz Vahlen, Berlin W 9.

Artur Zisler, Sozialisierung als kapitalistischer Schwindel oder als sozialistische Volksordnung? Ein Warnungsruf an die Arbeiterschaft. Herausgegeben von der Gesellschaft „Aufbau und Werden". Berlin W 57. Der Firn-Verlag.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 62, Fernruf 4520 u. 4530.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19210226028/fragment/page=0002